

Synchronie – Diachronie – Sprachgeschichte

Von Hans Glinz

1. Begriff „Synchronie“

Synchronie = wissenschaftliche Betrachtung eines gegebenen Sprachzustandes, wie er sich beobachten läßt:

- a) in vollem Maß, wenn Sprachteilhaber da sind, d. h. Menschen, die diese Sprache verstehen und sprechen, lesen und schreiben (und zwar nicht nur gelegentlich, sondern als „ihre“ Sprache, in vollem Umfang);
- b) in beschränktem Maß, wenn nur noch Texte und ev. zeitgenössische Wörterbücher und Grammatiken vorliegen und die heute tätigen Wissenschaftler, indem sie sich in die Texte einlesen, in gewissem Grade zu Teilhabern der an sich vergangenen, aber heute noch gelesenen Sprache werden.

„Wissenschaftlich“ heißt dabei: den gegebenen Sprachzustand als System oder besser als Komplex ineinander verzahnter Teilsysteme begreifen und so das Funktionieren dieses Systemkomplexes in der Kommunikation (im Hervorbringen und Verstehen konkreter Sprachakte) durchsichtig machen.

2. Begriff „Diachronie“

Diachronie = wissenschaftliche Betrachtung der Entwicklung ganzer Sprachen oder einzelner in ihnen zureichend isolierbarer Teilsysteme und Einzelzüge. Dabei ergeben sich zwei Stufen:

- a) Feststellen von Veränderungen, die sich abgespielt haben;
- b) Aufweisen der (möglichen) Gründe für diese Veränderungen.

Zusatz zu Punkt 1 und 2:

Im Laufe der Tagung zeigte sich, daß diese Begriffsfassung nicht allgemein anerkannt ist, sondern markante Verschiedenheiten bestehen, aus denen sich weitreichende Mißverständnisse ergeben können. Im Vortrag Erben ("Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereich des Frühneuhochdeutschen") war „Synchronie“ offensichtlich verstanden als „Zustand einer Sprache, der sich wirklich als System begreifen und beschreiben läßt“, und für Spracherscheinungen, die sich solcher Systematisierung entziehen, wurde der Ausdruck „nur diachron“ gebraucht. Dabei entstand fast der Eindruck, als gebe es Perioden des Sprachüberganges, in denen man nicht von Synchronie, sondern nur von Diachronie sprechen könne. Ähnlich wurde im Vortrag Colbert betont, daß man mit „absoluter Synchronie“ für keinen Sprachzustand durchkomme und immer auch Diachrones, dem geltenden System Widersprechendes anerkennen müsse. Hier sind also „Synchronie“ und „Diachronie“ nicht als Unterschiede in der wissenschaftlichen Betrachtung von Sprache verstanden, sondern als Eigenschaften der Sprache selbst. Ich verstehe durchaus, wie man vom Saussure'schen Ansatz her dazu kommen konnte, „synchron“ einfach als „systematisch, voll systematisierbar“ zu verstehen, aber ich halte diese Fassung der Begriffe für unergiebig und plädiere dafür, beide Begriffe streng für die Kennzeichnung der verschiedenen wissenschaftlichen Zielsetzung und Perspektive zu reservieren.

3. Langue und Parole; Beobachtbarkeit

Hauptgegenstand der Sprachwissenschaft (synchron wie diachron) ist Sprache als geistiger Besitz einer Menschengruppe (Saussure: Langue; Weisgerber: Muttersprache; heute oft: Code, Competence) und das Funktionieren dieses Besitzes in der Kommunikation. Nun ist aber der Sprachbesitz wissenschaftlich nicht direkt faßbar, weil wir ihn nicht als solchen beobachten können. Direkt beobachten können wir nur die sprachlichen Akte (Saussure: Parole; Weisgerber: Sprachliches Handeln; heute oft: Performance) sowie den bleibenden Niederschlag, die Fixierung solcher sprachlichen Akte (Texte, Bandaufnahmen). Zu den Sprachakten gehören dabei nicht nur die Sprechakte, sondern auch die Verstehensakte (und vor allem die beobachtbaren Mißverständnisse), sowohl im hörenden Verstehen wie im lesenden Verstehen. Hier sind wiederholbare und dadurch kontrollierbare Beobachtungen möglich, vor allem mit Hilfe geeigneter Experimentiertechniken. Eine wissenschaftliche Erfas-

sung einer Sprache muß grundsätzlich auf solchen von jedem Forscher wiederholbaren und kontrollierbaren Beobachtungen ruhen – auch wenn die Wiederholung und Kontrolle praktisch meist gar nicht oder nur an einzelnen Punkten vorgenommen wird.

4. *Faktische Priorität – wissenschaftsmethodische Priorität*

Faktisch (in ihrer Existenz) ruhen alle uns beobachtbaren Sprachakte und alle dabei entstandenen und aufbewahrten Gebilde (Texte) auf einer schon vorhandenen Sprache – sogar beim kleinen Kind, das die Sprache erst lernt (es hat die Erwachsenen und ihre Sprache als Vorbilder).

Wissenschaftsmethodisch dürfen wir aber nicht von dem (vgl. Punkt 3) nur indirekt Beobachtbaren auf das direkt Beobachtbare schließen, also von der Sprache als Besitz auf die Sprachakte als ihre Betätigung und die Texte als ihr Ergebnis. Wir müssen vielmehr den Weg von der (wiederholbaren, kontrollierbaren) Beobachtung der sprachlichen Akte und der dabei entstandenen Texte zum diese Akte und Texte faktisch fundierenden Sprachbesitz, zur „Langue“ gehen. Dabei müssen wir bewußt folgende Schwierigkeiten und Fehlerquellen in Kauf nehmen:

- daß die vollzogenen und ausgewerteten Beobachtungen immer nur einen Bruchteil der möglichen Beobachtungen ausmachen, daß wir also praktisch nur mit Stichproben arbeiten und arbeiten können;
- daß auch bei der Beurteilung älterer Texte die Interpretation durch den heutigen Leser/Forscher nicht ausgeschaltet werden kann und daher bewußt vorgenommen und in ihrer relativen Sicherheit und Unsicherheit anerkannt werden muß (mit Einschluß von „Klangproben“, die z. B. jeder Herausgeber mittelalterlicher Texte seit je in gewissem Maße vorgenommen hat, um eine Interpunktion zu gewinnen);
- daß sprachliche Phänomene per definitionem (gegenüber mathematischen und physikalischen) eine gewisse Unschärfe haben und oft mehrdeutig sind.

Diese Schwierigkeiten und die damit möglichen „Ablesungsfehler“ sind mit der Sache notwendig gegeben und lassen sich nicht grundsätzlich ausschließen, daher muß man geeignete kombinatorische und statistische Verfahren anwenden, um sie möglichst klein zu halten. Eines der

schlichtesten und wichtigsten dieser Verfahren ist die Bearbeitung des gleichen Textes durch mehrere Leser/Forscher unter steter Beachtung des Grundsatzes, daß oft das Ganze (oder ein Teilganzes) sicherer zu erfassen ist als seine einzelnen (und vor allem seine kleinsten) Teile.

Zusatz zu Punkt 4:

Beim Begriff und Namen der „Klangprobe“ zeigten sich in der Diskussion einige Mißverständnisse; die Probe hat primär die Aufgabe, bewußt und kontrollierbar zu machen, wie sich der Forscher den ihm vorliegenden Text gesprochen denkt; dabei spielt ein erstes Gesamtverständnis („Vorverständnis“) und ein erstes intuitives Auffassen der syntaktischen Beziehungen grundsätzlich sofort mit; ebenso ist grundsätzlich zu anerkennen, daß viele Texte gar nicht für lautes, sondern für stilles Lesen bestimmt sind. Trotzdem ist auch bei solchen Texten eine Klangprobe oft unerläßlich, weil nur durch sie äußerlich hörbar und damit überpersönlich vergleichbar wird, wie der jeweilige Leser/Forscher die Bewegung dieses Textes auffaßt (innerlich hört).

Solches innerliches Hören samt dem damit gegebenen Spielraum für die Subjektivität jedes einzelnen Lesers ist grundsätzlich mit jedem Akt lesenden Verstehens gegeben, und die Klangprobe hat die Aufgabe, die hier mögliche subjektive Auffassung als solche hörbar-sichtbar werden zu lassen und dadurch nötigenfalls korrigierbar zu machen. Der Weg zur Objektivität führt nicht über die Vernachlässigung der (ohnehin nicht auszuschaltenden) Subjektivität, sondern über das Bewußtmachen dieser Subjektivität. Das Ziel ist also viel bescheidener als bei der Schallanalyse von Sievers, auf die Ungeheuer in der Diskussion aufmerksam gemacht hat.

5. Faktische Priorität der Entwicklung vor dem Zustand

Faktisch liegt eine Sprachentwicklung vor jedem uns heute greifbaren Sprachzustand; es ist uns kein Sprachzustand bekannt, der nicht schon auf Geschichte ruht, der nicht das Resultat einer Entwicklung ist, Sprache ist eines der ältesten und wichtigsten Historica, die wir überhaupt besitzen – sie ist ein „Diachronicum“ per definitionem.

6. Wissenschaftsmethodische Priorität der Synchronie vor der Diachronie

Auch hier besteht aber ein Gegensatz zwischen faktischer Priorität und „heuristischer“, methodischer Priorität. Die uns zur Verfügung stehenden Data (heute beobachtbare Sprachakte – beobachtbare Texte –

schriftlich überlieferte Zeugnisse von früheren Beobachtungen an Texten und Sprachakten) sind zu 99 % nicht Dokumente von Sprachveränderungen und Sprachentwicklungen, sondern zunächst einmal von Sprachzuständen. Dabei darf der spätere Wert grundsätzlich nicht aus dem früheren Wert erschlossen werden (mit Hilfe von „Entwicklungsgesetzen“), sondern er muß eigenständig erfaßt werden. Nach der gegebenen „Quellenlage“ muß also die synchrone Bearbeitung vor aller diachronen Bearbeitung einsetzen, und als Reihenfolge ergibt sich:

erster Schritt: systematische Aufarbeitung eines Sprachzustandes A

zweiter Schritt: systematische Aufarbeitung eines Sprachzustandes B

dritter Schritt: Feststellen der Veränderungen, die B gegenüber A aufweist

vierter Schritt: Erschließen der Ursachen, die zu diesen Veränderungen geführt haben (geführt haben können).

In Übereinstimmung mit allgemeinen Regeln wissenschaftlichen Arbeitens wird man Begriffe und Methoden am besten zuerst in den Bereichen entwickeln, wo viele Data und damit viele Kontroll- und Korrekturmöglichkeiten vorliegen, und erst mit den so gewonnenen Erfahrungen wird man sich an Bereiche wagen, wo weniger Data und damit weniger Korrekturmöglichkeiten vorhanden sind. Das heißt für die gesamte Sprachforschung: Die Begriffsentwicklung und Methodenschulung muß an der heutigen Sprache erfolgen (mit Einschluß aller heute von breiten Kreisen gelesenen und verstandenen älteren Texte), d. h. an der Sprache, in der wir als Forscher selbst leben und in der Informanten und Texte in praktisch beliebiger Zahl zur Verfügung stehen. Dann erst kommt die Aufarbeitung früherer Stufen der Sprache, für die man keine „Original-Informanten“ mehr hat, sondern nur begrenzten schriftlichen „Informanten-Ersatz“ (z. B. in Form von zeitgenössischen Wörterbüchern) und im übrigen nur noch Texte, durch deren Lektüre und Interpretation der heutige Forscher zum Behelfs-Informanten werden kann. Innerhalb dieser älteren Stufen wird man wieder zuerst die reicher belegten aufarbeiten und erst dann die spärlich belegten, d. h. man wird im allgemeinen von der Gegenwart aus rückwärts gehen und die Vor- und Urgeschichte als das Schwierigste und Unsicherste zuletzt, nicht zuerst zu erfassen versuchen.

Zusatz zu Punkt 7:

Hier ist ein Mißverständnis zu berichtigen, das sich im Lauf der Tagung ergeben hat (Schlußwort von E. E. Müller zur Diskussion nach seinem Vortrag). Die von mir aufgestellte Forderung heißt nicht, daß man nun in ganz kleinen Schritten, gewissermaßen kontinuierlich rückwärts gehend, eine Sprachgeschichte erarbeiten müsse. Ich fordere nur:

a) daß man Methoden und Begriffe (also die nötige „Sprachtheorie“) an der reich belegten und persönlich erlebten Sprache der Gegenwart entwickelt und prüft;

b) daß man synchrone Schnitte legt (d. i. für die Erarbeitung eines Sprachzustandes von praktisch gleichzeitigen, für den damaligen Sprachteilhaber koexistierenden und als *seine* Sprache verstandenen Texten ausgeht) und dann erst zu diachronen Feststellungen und Erklärungen kommt. Ob die Schnitte in zeitlichem Abstand von 50, 500 oder 1000 Jahren gewählt werden, ist damit nicht präjudiziert, das hängt ab von Zweckmäßigkeitserwägungen, vor allem von der Quellenlage.

8. Sprachgeschichte umfaßt stets Synchronie und Diachronie

Man darf also *diachron* und *historisch* (obwohl das auf den ersten Blick sehr nahe liegt) keineswegs gleichsetzen. Auch und gerade in der Sprachgeschichte muß man zuerst synchron arbeiten, nämlich frühere Sprachzustände als solche, als funktionierende Systeme und Systemkomplexe begreifen, dann erst kann man zureichende diachrone Feststellungen machen (d. i. Veränderungen, Entwicklungen erkennen), und dann erst kann man diachrone Erklärungen versuchen (nämlich die Gründe herausarbeiten, die vermutlich zu diesen Veränderungen geführt haben).

9. Auswirkung auf den Sicherheitsgrad der Ergebnisse

Mit der aus den Punkten 6 bis 8 sich ergebenden Reihenfolge ist zugleich eine Stufung des erreichbaren Sicherheitsgrades aller sprachwissenschaftlichen Aussagen gegeben: *ceteris paribus* (d. h. bei gleich guter Quellenlage und gleichwertigen Beobachtungen) sind synchrone Feststellungen sicherer als diachrone, und diachrone Feststellungen sind sicherer als diachrone Erklärungen (= Rekonstruktion der Motive, die zu den Veränderungen geführt haben).

Zusatz zu Punkt 9:

Die Richtigkeit dieser These fand ich bei allen Diskussionen zu den konkreten sprachhistorischen Vorträgen (vor allem: Müller, Erben, Reiffenstein, Cordes) bestätigt.

10. Koexistenz von Bestandteilen sehr verschiedenen Alters in jedem Sprachzustand

In jedem Zustand einer natürlichen Sprache, den wir kennen, sind Einheiten und ganze Strukturen sehr verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft zu einem funktionierenden Systemkomplex verbunden. Das kann auch dem naiven Sprachteilhaber fühlbar, ja bewußt werden, und es kann dem Forscher bei der Erklärung festgestellter Inkonsistenzen oder „System-Bruchstellen“ gute Dienste leisten, es muß aber nicht. Alter und Herkunft einer Einheit oder eines Strukturzuges sind für den heutigen Wert dieser Einheit oder dieses Strukturzuges u. U. völlig irrelevant; etwas relativ Junges kann dem heutigen Sprachteilhaber als sehr viel altertümlicher vorkommen als etwas in Wirklichkeit (diachron gesehen) sehr viel Älteres.

Zusatz zu Punkt 10:

Natürlich ruht der Eindruck von Altertümlichkeit darauf (Hinweis von Winter in der Diskussion), daß die Sprachteilhaber ältere Texte noch lesen (in einer modernen Kultursprache als „schriftnatürlicher Sprache“, vgl. „Innere Form des Deutschen“ S. 35–37) oder daß sie sich auf die Sprechweise älterer Personen beziehen, die sie als heute nicht mehr gültig empfinden (in rein mündlich tradierten Sprachen, z. B. Indianersprachen).

11. Unterscheiden der verschiedenen Bereiche

Man muß in der Diachronie wie in der Synchronie bewußt in Rechnung stellen, daß am ganzen Systemkomplex eines Sprachzustandes (Grammatik wie Wortschatz) verschiedene Ebenen oder Bereiche zu unterscheiden sind:

- a) der Bereich der unmittelbar geltenden Einheiten und Strukturen („Nomosphäre“)
- b) der Bereich der zwar funktionierenden, aber u. U. nicht unmittelbar geltenden Einheiten und Strukturen („Morphosphäre“)

c) der Bereich der reinen klanglichen Signalisierung („Phonomorphie“ und „Phonodie“)

d) der Bereich der Notierung in Schriftzeichen („Graphie“).

Diese Bereiche können eine gemeinsame Entwicklung zeigen: sie können sich aber auch ziemlich weitgehend unabhängig voneinander entwickeln (indem z. B. die Graphie hinter der Phonomorphie zurückbleibt, die Nomosyntax weit über die Morphosyntax hinausgeht u. a. m.). Es muß also immer geprüft werden, in welchem von diesen Bereichen man sich bei einer bestimmten Beobachtung und ihrer Interpretation befindet, und man darf nicht ohne weiteres aus Befunden im einen Bereich auf Erscheinungen im andern Bereich schließen; man darf vor allem nicht die höheren Bereiche aus den je niedrigeren aufbauen wollen.

12. Direktentwicklung – Sammel- und Ausgleichsvorgänge

Schließlich muß man bei aller sprachgeschichtlichen Arbeit in Rechnung stellen, daß wohl alle uns faßbaren Sprachen nicht in „Direktentwicklung“ im Bereich einer soziologisch einheitlichen, geschlossenen und historisch kontinuierlichen Sprach-Trägerschaft entstanden sind, sondern daß sie das Ergebnis vielfältiger Sammel- und Ausgleichsvorgänge sind: Ausgleichsvorgänge zwischen konkurrierenden, mehr oder weniger ähnlichen oder verschiedenen (aber auch stets miteinander kommunizierenden) Gebiets-, Gruppen-, ja Individualsprachen. So kommt es, daß z. B. im heutigen Deutsch Wortformen gelten, die diachron betrachtet älter sind als die ihnen entsprechenden Wortformen der mhd. Literatursprache um 1200 („gesagt“ – „geseit“ usw.).

Wenn man eine Hilfstvorstellung aus dem Bereich des pflanzlichen Lebens heranziehen will, darf man daher nicht an die Entwicklung einer einzelnen Pflanze denken (wie es in romantischer Auffassung oft geschah), sondern man muß sich so etwas wie ein Geflecht von Ranken vorstellen, wobei die einzelnen Ranken aus verschiedenen Wurzeln kommen, wenn auch aus dem gleichen Boden, und nun durcheinander wachsen, so daß bald die eine, bald die andere in den Vordergrund rückt („dominant wird“) und die andern u. U. ganz verdeckt, ohne daß diese aber deswegen aufhören weiter zu wachsen und vielleicht später einmal dominant werden.

Sprachgeschichte als ein Global-Ergebnis vielfältig durcheinander gehender Einzelantriebe, Spontanentscheide, Systemwirkungen, Aufeinanderfolge oder auch gegenseitige Durchdringung verschiedener soziologischer Gruppen usw. kann ebensowenig linear, monokausal und berechenbar verstanden werden wie Geschichte überhaupt.

Im zweiten Teil des Vortrags wurden zur Illustration des Grundsätzlichen einige Stellen aus folgenden Texten betrachtet:

1.

1524 (Luther)

Weyl denn das iunge Volck mus lecken vnd springen / odder yhe was zu schafffen haben / da es lust ynnen hat / vnd yhm darynn nicht zu weren ist / auch nicht gut were / das mans alles weret. Warumb sollt man denn yhm nicht solche schulen zurichten und solche kunst furlegen? Syntemal es itzt von Gottis gnaden alles also zugericht ist / das die kinder mit lust vnd spiel leren kunden / es seyen sprachen odder ander künst odder historien. Vnd ist itzt nicht mehr die helle und das fegfewr vnser schulen / da wir ynnen gemartert sind / vber den Casualibus und temporalibus / da wir doch nichts denn eyttel nichts gelernt haben durch so viel steupen / zittern / angst vnd iamer. Nympt man so viel zeyt und mühe / das man die kinder spielen auff karten / singen / vnd tantzen leret / Warumb nympt man nicht auch so viel zeyt / das man sie lesen vnd ander künst leret / weyl sie iung vnd müssig / geschickt und lüstig sind?

2.

1624 (Opitz)

Liedt, im thon: Ma belle je vous prie

Ach Liebste laß vns eilen
Es schadet das verweilen
Der schönen Schönheit Gaben
Daß alles, was wir haben,
Der Wangen zier verbleichet,
Der äuglein fewer weichet,
Das Mündlein von Corallen,
Die Händ, alß Schnee verfallen
Drumb laß vns jetz geniessen
Eh dann wir folgen müssen
Wo du dich selber liebest,
Gib mir, daß, wann du gibest,

Wir haben Zeit;
Vns beider seit.
Fliehn fuß für fuß
Verschwinden muß,
Das Haar wird greiß,
Die flamm wird eiß.
Wird vngestallt.
Vnd du wirst alt.
Der Jugent frucht,
Der Jahre flucht
So liebe mich,
Verlier auch ich.

3.

1657 (David Schirmer; leider nur in moderner Orthographie greifbar)

Komm, Liebste, laß uns Rosen brechen,
Weil sie noch voll und farbig sein!
Laß andre, was sie wollen, sprechen,
Die Flucht schleicht sich den Jahren ein.

Wir müssen unverwendet schauen,
Wie uns dies alles folgen muß.
Die Jugend trägt sich durch die Auen
Geschwind mit unvermerktm Fuß.

Das Haar, der Mund und diese Wangen
Vergehen oft in kurzer Zeit.
Der Augenlichter goldne Spangen
Sein für dem Tode nicht befreit.

Die edle Schönheit der Gebärden,
Die meiner Liebe Mutter ist,
Kann durch den Wind verwehet werden.
Komm, Liebste, weil du jung noch bist.

Wer sucht den Maien unser Tage,
Ist er bereit einmal vorbei?
Häuft sich des Winters Leid und Plage,
So sind wir aller Liebe frei.

Wie sich ein Regenstrom behende
Von Bergen in die Täler geußt,
So reißen wir uns selbst zum Ende,
Das uns jetzund schon eilen heiß.

Sind wir in dürrn Sand geleet,
So werden wir und bleiben bleich.
Ein Stock, der keine Zweige träget,
Ist keiner frischen Myrte gleich.

Drum laß uns lieben, wie es gehet,
Eh noch der Abendstern anbricht.
Wer in der Liebe nichts versteht,
der braucht der edlen Jugend nicht.

4.

1968 (Godesberger Rektorenerklärung)

Alle Verfahren und Tätigkeiten der Universität als einer öffentlichen Einrichtung müssen nachprüfbar sein; auch durch verantwortliche Selbstkontrolle rechtfertigt sie ihre Autonomie.

Die Selbstkontrolle betrifft insbesondere Lehrveranstaltungen, Prüfung und Forschung.

In der Arbeit an diesen Texten wurde folgendes herausgestellt:

1. *Unvermeidlichkeit von (zunächst individuellen) Interpretationsakten und Fundierung des richtigen Verständnisses eines Wortes oder eines Einzelsatzes aus dem Zusammenhang des ganzen Textes („Das Ganze ist sicherer als die Teile“).*

Der Satz *Wir haben Zeit* (Opitz, V. 1) heißt hier gerade nicht wie heute „es steht uns Zeit zur Verfügung, wir brauchen nicht zu eilen“, sondern „die Zeit drängt, wir haben keine Zeit zu verlieren“ (wie heute noch süddt. und schweizerisch: *er hat Zeit* = „es ist höchste Zeit für ihn“). Die Beobachtung ist nicht etwa neu (die Stelle erscheint im Grimmschen Wörterbuch, Bd. 15, Sp. 524), sie kann aber das Grundsätzliche hübsch illustrieren. (Einen Beleg für den Spielraum der Interpretation bot A. Schönes Diskussionsbeitrag, in dem er den Vers spontan erläuterte als „wir haben Teil an der Zeit“.)

2. *Nicht-Eindeutigkeit einer Beobachtung; Nebeneinander von zwei verschiedenen Werten für ein Zeichen zur gleichen Zeit (und damit Notwendigkeit der Unterscheidung von Nomosphäre und Morphosphäre).*
Weil ist heute eine kausale Konjunktion, temporale Bedeutung ist altertümlich. In dem Gedicht von Schirmer (V. 2 und V. 16) ist *weil* aus dem Ganzen des Textes heraus als temporale Konjunktion zu fassen („solange die Rosen noch blühen“ – „solange du noch jung bist“). Doch ist eine kausale Deutung nicht ausgeschlossen („weil sie jetzt noch . . .“, „weil du ja . . .“). Die Entscheidung für das eine oder andere kann also nicht absolut erfolgen, sondern nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, einem gewissen, relativen Übergewicht der Argumente für die eine Interpretation über diejenigen für die andere.

Bei Luther, 133 Jahre früher, ergibt sich nun aber für das *weil* im ersten Satz eindeutig kausale, für das im letzten Satz eindeutig temporale Deu-

tung. Der zweite Teil von Satz 1 („... dem jungen Volk in dieser Beziehung nicht zu wehren ist, es auch nicht gut wäre, daß man ihm alles verwehrte . . .“) verbietet eine Interpretation „solange . . .“; im Schlußsatz dagegen (*weil sie jung und müßig . . . sind*) ist fast ebenso eindeutige temporale, nicht kausale Geltung gemeint.

3. Fruchtbarkeit von Klangproben für die syntaktische Analyse.

Laß andre was sie wollen sprechen (Schirmer, V. 3) kann verschieden verstanden werden:

- (1) Laß andere das, was sie wollen, nun aussprechen.
- (2) Laß andere alles beliebige sprechen (wir kümmern uns nicht darum). Der Zusammenhang erweist die Deutung (2) als richtig. Für diesen Satztyp („Relativsatz der Beliebigkeit“) ist heute eine feste Intonation, ein festes phonodisches Muster verbindlich: Druckgipfel und Höhengipfel nicht nur auf dem normalerweise im Satz betonten Teil (hier das Verb *wollen*), sondern auch auf dem Relativ *was*.

Eindeutig faßbar wird dieses Intonationsmuster beim Vergleich von Gliedsätzen mit *wenn* und *wann* (Konditionalsatz – Temporalsatz oder Inhaltssatz):

- (3) Er kann *gehen*, wenn er *will*.
- (4) Er kann *gehen*, wann er *will*.

Die Intonation (4) ist in unserem heutigen Lesen auch verbindlich für temporales (altertümliches) *weil* gegenüber kausalem *weil*:

Und weil ich fort bin, führe du / mit klugem Sinn das Regiment des Hauses. (Schiller, *Tell*; *weil* hier = „solange“). Kausales *weil* hat dagegen die Betonung (3): „Weil ich noch hier bin, kann ich es ja versuchen.“ Die Vernachlässigung solcher Unterschiede kann zu Fehldeutungen führen – daher der Nutzen der Klangprobe, die den Unterschied unüberhörbar deutlich macht.

4. Ausgleichsvorgänge, faktisch Jüngerer scheint älter als faktisch Älteres.

Schirmer schreibt *sie sein*, (V. 2, V. 12), aber *wir sind* (V. 20, V. 25). Reimzwang, den man zunächst anzunehmen geneigt ist, liegt in V. 12 nicht vor. Die Verteilung von *sein* und *sind* ist gerade umgekehrt, als man rein laut- und formengeschichtlich erwarten sollte. (3. Pl. seit ahd. Zeit *sind*; 1. Pl. – an Stelle von altem *birun* – vom Frühmhd. an meist *sin*, daraus durch nhd. Diphthongierung *sein*. Schottel verlangt in seiner *Sprachkunst*, 1641¹, *wir seyn* – *sie sind / sie seyn*; Stieler, 1691, und

Steinbach, 1724, geben *seyn* als Norm für die 1. wie 3. Person Plural. Gottsched, 1748, verlangt für beide *sind*.)

Der heutige Leser empfindet *sein* als altertümlich, *sind* dagegen als normal. Faktisch aber ist *sie sein* um Jahrhunderte jünger; es ist keine Altertümlichkeit, die man seither aufgegeben hätte, sondern ein mhd. und frühnhd. Modernismus, der sich nicht durchgesetzt hat.

Luther schreibt bis 1523 *sein / seint* für beide Personen, danach *sind* (vgl. Text 1).

Zusatz:

Die hier festgestellte Verteilung von *sein* und *sind* ist, wie P. v. Polenz in der Diskussion anmerkte, keine individuelle Besonderheit von Schirmer, sondern allgemein schlesisch.

5. Ineinander von Strukturen und Einheiten sehr verschiedenen Alters in einem Text.

Im ersten Satz des Ausschnitts aus der Godesberger Rektorenerklärung fällt die Struktur auf: *Alle Verfahren . . . der Universität als einer öffentlichen Einrichtung müssen nachprüfbar sein*. Das ist verallgemeinert: „etwas muß als Teil von etwas nachprüfbar sein“

„etwas muß als etwas nachprüfbar sein“

„x muß $\left\{ \begin{array}{l} \text{als Bestandteil von } y \\ \text{in seiner Eigenschaft als } y \\ \text{weil es zur Klasse } y \text{ gehört} \end{array} \right\} \left\{ \begin{array}{l} \text{zugleich zur Klasse } z \text{ gehören} \\ \text{zugleich der Bedingung } z \text{ genü-} \\ \text{gen} \end{array} \right\}$ “

Diese Satzstruktur (ein eigenes „Nomotaxem“) erscheint dem heutigen Betrachter als kennzeichnend für die moderne Wissenschafts- und Verwaltungssprache; demgegenüber ist er geneigt, Wörter wie *Verfahren*, *Tätigkeit*, *öffentlich*, *Einrichtung*, *nachprüfbar* als älter zu betrachten.

Ein kurzes Nachschlagen zeigt, daß es sich umgekehrt verhält. Für die Struktur „etwas hat als etwas die und die Eigenschaft“ finden sich schon Belege um 1300 (Behaghel, *Deutsche Syntax*, Bd. 3, S. 271). Dagegen ist *verfahren* als Verb mit der Bedeutung „sich beschäftigen, s. verhalten“ erst frühnhd. belegt, das Substantiv sogar erst 1701 (vorher: *Verfahrung*). *Tätigkeit* erscheint erst um 1700; das einfache Adjektiv *tätig* ist erstmals gebucht 1561 (Maaler, Zürich), nachdem schon mhd. *übeltaetic*, *missetaetic*, *untaetic* u. a. auftreten. *Öffentlich* finden wir als

Wortkörper (Morpholexem) schon ahd. (offanlich, vgl. Kluge-Mitzka, S. 519), aber als diesen Wortinhalt erst seit dem 15. Jh., bei engerer Umgrenzung des Inhalts erst seit dem 17. Jh. *Nachprüfbar* ist als fertiges Wort weder im DWb noch bei Trübner oder Paul/Betz gebucht, ja nicht einmal im „Duden“. Wir verstehen es aber spontan aus „nachprüfen“ und dem Suffix *-bar* als „einer Tätigkeit zugänglich“.

Die größten Altersunterschiede zeigen sich wohl im folgenden Satz: *Auch durch verantwortliche Selbstkontrolle rechtfertigt sie ihre Autonomie*. Das Verb *rechtfertigen* erscheint als Rechtswort schon mhd., in dem hier gebrauchten Sinn aber erst seit dem 18. Jh. Das Substantiv *Selbstkontrolle* steht nicht einmal im Duden von 1961. (Carstensen, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, S. 241, führt es zwar an, aber als Synonym zu „Selbstbeherrschung“.) Der grammatische Satzplan hingegen (das Morphotaxem) *etwas tut etwas auf diese Weise* (also: Subj. + Verb + Obj. Akk. + Präpos. Kasus) geht bis auf idg. Zeit zurück.

Die ganze Betrachtung zeigt, mit wie wenig Genauigkeit das wirkliche Alter solcher Einheiten und Strukturen sich überhaupt bestimmen läßt, sie zeigt aber auch, daß für den *heutigen Gebrauch* dieses Alter *gar nicht relevant* ist, sondern nur die Stellung im *heutigen Sprachsystem*. Diese Einsicht sollte man vielleicht auch im akademischen Unterricht in deutscher Sprachgeschichte noch mehr beherzigen als bisher.